



LISA  
JACKSON

NANCY BUSH

**MEINE RACHE  
WIRD DICH  
JAGEN**

Weltbild

Meine Rache wird dich jagen



© KimberlyButlerPhotography

## Die Autoren

Lisa Jackson zählt zu den amerikanischen Top-Autorinnen, deren Romane regelmäßig die Bestsellerlisten der New York Times, der USA Today und der Publishers Weekly erobern. Ihre Hochspannungsthiller wurden in 15 Länder verkauft. Auch in Deutschland hat sie mit *Shiver*, *Cry* und *Angels* erfolgreich den Sprung auf die Spiegel-Bestsellerliste geschafft. Lisa Jackson lebt in Oregon.

Mehr Informationen über die Autorin unter:

[www.lisajackson.com](http://www.lisajackson.com)

Nancy Bush lebt mit ihrer Familie in Lake Oswego, Oregon.

Lisa Jackson / Nancy Bush

# Meine Rache wird dich jagen

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Bernhard Liesen

**Weltbild**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*Something Wicked* bei Kensington Publ. Corp., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Lisa Jackson LLC and Nancy Bush  
Published by Arrangement with KENSINGTON PUBLISHING CORP.,  
New York, NY 10018 USA

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Übersetzung: Bernhard Liesen

Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© sergey causelove; © Steve Collender;

© Nik Merkulov; © Gordan; © Molodec)

Satz: Catherine Avak, Iphofen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-463-0

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

## Prolog

September ...

Ich habe so viele Fehler gemacht, dachte Catherine grimmig, während sie mit Earl in dessen Motorboot nach Echo Island fuhr.

Trotz ihrer guten Absichten, ihre Schutzbefohlenen vor Unglück zu bewahren, hatte sie alles nur schlimmer gemacht.

Nach Justice Turnbulls Tod war sie so erleichtert gewesen, dass sie ihr strenges Regiment hinter dem verschlossenen Tor von Siren Song kurzzeitig gelockert hatte. Doch als ihre mangelnde Wachsamkeit bei ihren Schützlingen in Anarchie zu münden drohte, hatte sie die Zügel erneut angezogen.

Das Tor war wieder geschlossen und verrammelt, die alten Regeln galten weiter. Aber die Mädchen waren von Unruhe erfüllt, und Catherine wusste, dass es unmöglich sein würde, die alte Ordnung wiederherzustellen. Ravinia würde gehen, andere würden folgen.

Doch das war vermutlich nicht anders zu erwarten gewesen. Zu lange hatte sie ihre Schützlinge völlig von der Außenwelt isoliert. Doch nun hatten sie Rebecca mit ihrem Mann und dem kleinen Mädchen erlebt, hatten gesehen, welche Zuneigung Harrison Frost für Loreley empfand. Alle waren hingerissen gewesen, als sie die romantische Geschichte hörten, wie er sein Leben riskiert hatte, um sie zu retten. Das war der Stoff, aus dem Märchen gemacht werden.

Earl manövrierte das Boot zu der Anlegestelle von Marys

Exilinsel, die sie einst »ihr Elba« genannt hatte. Catherine fragte sich, mit welchen Worten sie ihrer Schwester ihren Sinneswandel erklären sollte. Ihre Schutzbefohlenen waren schließlich nicht ihre Kinder. Mary hatte sie ausnahmslos alle zur Welt gebracht, doch es gab eine lange Reihe von Vätern, Männer, mit denen sie geschlafen hatte, um sie dann so schnell wie möglich wieder loszuwerden. Catherine wachte über ihre Töchter, blieb aber doch nur deren Tante.

Konnte sie jetzt ihre Fehler zugeben? Würde sie Mary vielleicht bitten, nach Siren Song zurückzukehren, was für alle anderen eine Rückkehr aus dem Grab gewesen wäre? Aber natürlich würde das nie funktionieren, es würde nur Komplikationen geben ...

Sie würde sich etwas anderes einfallen lassen müssen.

Laut brandeten die Wellen gegen die Felsen. Mary hatte immer behauptet, das Geräusch beruhigend zu finden.

Nun gut, wenn es sie glücklich machte.

»Es wird nicht lange dauern«, sagte sie zu Earl, als der den Motor abstellte und das Boot festmachte. »Etwa eine halbe Stunde.«

Er nickte. »Kein Problem. Ich hab meine Angel dabei.«

Er half ihr auf den Steg und suchte dann nach seinen Ködern. Sie hob ihren Rock an, damit der Saum nicht durch den Dreck und Vogelkot auf den alten Holzplanken schleifte, und stieg dann einen sandigen, zugewachsenen Pfad hinauf. Er war kurz, nach dreißig Metern stand sie vor Marys Haus, das eigentlich nur eine Blockhütte mit einem Raum war – und noch viel abgeschiedener vom Rest der Welt als Siren Song. Niemand hatte Mary hier jemals gefunden. Aber Catherine wusste aus eigener Erfahrung, dass absolut nichts unmöglich war ...

Man musste nur an diese speziellen »Gaben« der Mädchen denken.

In Deception Bay machten Gerüchte die Runde, auf der Insel lebe eine Einsiedlerin, doch Catherine hatte nie etwas davon gehört, dass jemand eine Verbindung zwischen dieser Einsiedlerin und Mary Rutledge Beeman hergestellt hatte.

Sie hatte zu schwitzen begonnen und wischte sich die Stirn ab. Es war jetzt Spätsommer, Ende August, und sehr heiß. Um diese Jahreszeit konnte man relativ gefahrlos nach Echo Island übersetzen. Sie schlug eine Fliege tot.

*Eine Fliege?*, dachte sie. *Hier draußen?*

Seltsam.

Doch was war heutzutage nicht seltsam? Mit ihrer Schwester war immer alles nur schräg gewesen. Mary hatte an Wahnvorstellungen gelitten, es lag in ihrer Familie. Was ihr Ende betraf, hatte Catherine sich die Geschichte ausgedacht, sie habe auf einem ihrer einsamen Spaziergänge einen Fehltritt getan und sei von der Steilküste bei Siren Song in den Tod gestürzt. Eine andere Version besagte, sie sei an einer Fehlgeburt gestorben, und das kam der Wahrheit schon näher. Die Einsiedlerin auf Echo Island sei dagegen die trauernde, völlig zurückgezogen lebende Frau eines Leuchtturmwärters, der auf Whittier Island gearbeitet hatte und gestorben war, weil er den Tod seines einzigen Kindes nicht verwunden hatte. Doch das interessierte ohnehin niemanden. Heutzutage war jeder nur mit sich selbst beschäftigt. Oder er interessierte sich für Prominentenklatsch oder Reality Shows im Fernsehen.

Die Sonne sank bereits. Catherine fiel auf, dass Marys sonst tadellos gepflegter Garten verwildert war. An den abgestorbenen Teerosen hingen verdorrte Blüten, überall

wuchsen hohe Gräser. »Mary?«, rief sie von der Veranda aus, wo ihr mehrere verblichene Kartons auffielen. Die Früchte und das Gemüse, die Earl gebracht hatte, waren verdorben, und der Gestank des verrottenden Fleisches war unerträglich.

Was zum Teufel war hier los?

»Mary?«, rief sie erneut. Sie stieß die Tür auf. Wie lange war es her, seit sie zuletzt hier gewesen war?

Die Tür war nicht verriegelt, und in dem Haus stank es noch schlimmer. Trotz der lauten Brandung hörte man das Summen der Fliegen. Als sich ihre Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, drehte sich ihr der Magen um. Auf dem Bett lag die Leiche ihrer Schwester. Marys Gesicht war nicht mehr zu erkennen, und dort, wo einst diese wunderbaren blauen Augen gefunktelt hatten, gab es nur noch zwei dunkle Höhlen. Ihr langes Haar war gesplissen, und sie sah einen Schädel ohne Wangen und Lippen. Die hervorspringenden Knochen und die bloßgelegten Zähne wirkten unheimlich.

»Oh mein Gott ...« Catherine glaubte sich übergeben zu müssen angesichts des entsetzlichen Anblicks.

Aus Marys Brust ragte der Griff eines Messers, den ihre knorrigten Finger umklammerten. Es sah aus, als hätte sie vergeblich versucht, das Messer herauszureißen.

Ein lauter Angstschrei ließ die Wände erzittern.

Catherine brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass sie ihn ausgestoßen hatte.

»Heilige Mutter Gottes!«, flüsterte sie. Dann musste sie würgen und wich zurück.

Das Bild ihrer toten Schwester hatte sich bereits unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingebrannt. Sie ging rückwärts

und wäre fast über den Saum ihres Rockes gestolpert. Sie wandte sich um und rannte zur Tür, einen weiteren Schrei unterdrückend.

Was in Gottes Namen war ihrer Schwester zugestoßen?

*Das hier hat mit Gott nichts zu tun!*

Sie eilte zur Tür und rannte den Weg zu der Anlegestelle hinab, wobei sie erneut einen lauten Schrei ausstieß. Sie sah weder die Steilküste noch das Meer, sondern immer nur das Bild der verwesenen Leiche. *Mary*, schluchzte sie. *Mary* ...

Sie spürte, dass jemand nach ihr griff und schlug vor Angst um sich.

»Aufhören!«, wollte sie schreien, aber sie zitterte und konnte nur noch wimmern.

»Miss Catherine ...«

Sie drehte den Kopf, aber sie konnte nichts sehen, war plötzlich völlig blind ...

»Miss Catherine ...«

Earl. Natürlich, es war Earl, der sie mit seinem Motorboot nach Echo Island gebracht hatte. Mit neuem Proviant für *Mary*. Aber *Mary* war tot, und in ihrer Brust steckte ein Messer.

»Earl?«, flüsterte sie.

»Kommen Sie, hier entlang«, sagte er besänftigend, während er ihren Ellbogen packte.

Sie sank zitternd in seine Arme. »Bring mich zurück, Earl. Bitte, bring mich nach Hause ...«

»Was hast du denn gesehen?«

*Den Tod*, dachte sie, und es lief ihr eiskalt den Rücken hinab.

\* \* \*

Als die Erinnerung verblasste, die sie im Traum heimgesucht hatte, schlug Catherine in der Dunkelheit die Augen auf. Sie lag im Bett, in ihrem Zimmer in Siren Song. Nach der zeitweiligen Erblindung auf Echo Island war ihre Sehfähigkeit wieder normal, doch im Moment sah sie nur etwas trübes Licht durch das kleine Fenster über ihrem Bett sickern. Sie hob den Kopf und begriff, dass sie allein war. Kein Earl, keine Leiche ihrer Schwester. Der Traum rückte in die Ferne. Mit zitternden Fingern zündete sie die Öllampe auf dem Nachttisch an.

Seit ihrer Rückkehr von Echo Island war es jede Nacht dasselbe gewesen. Wann immer sie sich zu Bett legte, holte ihr Unterbewusstsein wieder hervor, was sie auf der Insel gesehen und wie sie darauf reagiert hatte.

Ängstlich spähte sie in jede dunkle Ecke des Zimmers.

»Earl?«, sagte sie laut, obwohl sie wusste, dass sie allein war.

Natürlich war er nicht da. Earl war der einzige Mann, der laut ihrer eigenen Anweisung das Grundstück von Siren Song betreten durfte, aber der erste Stock des Hauses – und erst recht ihr Schlafzimmer – war auch für ihn tabu.

Immer wieder durchlebte sie die entsetzlichen Augenblicke, die sie nach dem Fund der Leiche ihrer Schwester ertragen musste.

Sie erinnerte sich daran, wie die momentane Erblindung sich gegeben hatte. Als sie wieder normal sehen konnte, saß sie Earl gegenüber in dem Motorboot. Seine Augen waren auf ihren zitternden Körper gerichtet, und dann hob er den Blick und schaute zu dem Häuschen auf der Insel hinüber. Auch sie hatte sich noch einmal umgedreht. Die Blockhütte ihrer Schwester war das einzige Gebäude auf Echo Island, dem unfreiwilligen Exil ihrer Schwester, deren Geisteskräf-

te schon vor ihrem mysteriösen Tod rapide nachgelassen hatten.

*Was hast du denn gesehen?*

Sie stieg aus dem Bett und fühlte sich alt, obwohl sie gerade erst einundfünfzig geworden war. Earl hatte sie gefragt, was sie gesehen habe, doch sie war nicht in der Lage gewesen, es in Worte zu fassen. Es war unglaublich, doch ihr, die sie die Familie immer mit eiserner Hand geführt hatte und von der Richtigkeit ihres Handelns überzeugt gewesen war, fehlten auf einmal die Worte, und sie war nur noch ein zitterndes Wrack, das von Earl zum Festland zurückgebracht wurde. Sie konnte ihm nicht erzählen, dass jemand ihrer Schwester ein Messer in die Brust gebohrt und dass sie ihre verwesene Leiche auf der Insel zurückgelassen hatte.

Nachdem sie sich ein Tuch um die Schultern gelegt hatte, öffnete sie die Tür und trat in den stockfinsternen Flur. Das einzige Licht kam von der Öllampe auf ihrem Nachttisch. Sie ging vorsichtig zur Treppe, ertastete das Geländer und ging ins Erdgeschoss hinunter, wo ein Generator Strom lieferte und es somit elektrisches Licht gab. In der Küche knipste sie die Deckenlampe an und sah den langen, auf Böcke gestellten Tisch aus Kiefernholz mit den dazugehörigen Stühlen. Die Frauen von Siren Song besaßen einen Elektroherd und einen Kühlschrank, aber keine Spülmaschine. Sonst hatte sich in dem Haus seit Ewigkeiten nichts geändert. Als Marys Geisteskräfte nachließen und die Zahl ihrer Liebhaber und Kinder immer größer wurde, hatte Catherine sich gezwungen gesehen, eine Entscheidung zu treffen und die Dinge in die eigenen Hände zu nehmen.

*Was hast du denn gesehen?*

Vor Jahren hatte Earl ihr geholfen, Mary auf die Insel zu

entführen. Auch er hatte die Notwendigkeit gesehen, dass etwas passieren musste, jedoch nichts gesagt. Als Catherine ihn dann gebeten hatte, das verlassene Häuschen auf Echo Island bezugsfertig zu machen, hatte er ohne viele Worte zugestimmt. Die Insel lag nicht sehr weit draußen, doch der Weg war nicht ungefährlich. Echo Island gehörte den Rutledge-Schwestern und wurde eigentlich nie von jemandem besucht. Zuletzt hatten es zwei betrunkene Teenager versucht, die mit dem Leben dafür bezahlt hatten, als ihr Boot an der felsigen Küste zerschellte. Ihre Leichen waren an der Nachbarinsel angespült worden, auf denen der alte, seit Langem nicht mehr genutzte Leuchtturm stand. Ihre Eltern schlugen Krach und gaben aller Welt die Schuld, nur nicht ihren idiotischen Kindern, die ein Boot gestohlen hatten und nach Echo Island gerudert waren, um die alte Einsiedlerin zu sehen. Als das Sheriff's Department ein Boot loschickte, wurde dessen Rumpf vom Bug bis zum Heck von unter der Wasseroberfläche verborgenen Felsen aufgerissen, und es hätte beinahe noch mehr Tote gegeben. Als Catherine, die Besitzerin der Insel, benachrichtigt worden war, hatte sie gelogen und gesagt, sie sei manchmal in dem Haus auf der Insel, und die überarbeiteten Cops hatten daraufhin jedes Interesse an Echo Island verloren. Earl, ein Kenner des Meeres, fuhr nur dorthin, wenn die Wetterlage gut und stabil war, und selbst dann konnte die Überfahrt noch riskant sein. Die Sommermonate waren am ungefährlichsten, doch es gab nur eine Anlegestelle, und man musste genau wissen, wie man die anzusteuern hatte.

Bevor sie Mary dorthin exiliert hatten, war Earl fast ein Jahr lang zu der Insel gefahren, wann immer es ihm möglich war, um das verfallene Haus wieder bewohnbar zu machen.

Sowohl er als auch Catherine waren damals noch sehr viel jünger gewesen, und als der geeignete Zeitpunkt gekommen war, versetzten sie Mary mit einer narkotisch wirkenden Kräutermischung in einen Tiefschlaf. Als ihr damaliger Liebhaber wach wurde und begriff, dass es ihm nicht gelang, sie aufzuwecken, wurde er von Angst gepackt und verließ Siren Song. Catherine hatte das Tor hinter ihm abgeschlossen, und seitdem hatte außer Earl kein Mann mehr das Grundstück betreten. Sie und Earl hatten Mary in seinen Pick-up verfrachtet, und er hatte den Rest erledigt, während Catherine zurückgeblieben war mit Marys Töchtern, die damals Mädchen gewesen, heute jedoch erwachsene Frauen waren. Auch sie hatte Catherine angelogen. Sie hatte ihnen erzählt, Mary habe auf einem einsamen Spaziergang einen Fehltritt getan und sei von der Steilküste in den Tod gestürzt. Danach sei sie auf dem Friedhof im Wald hinter Siren Song beigesetzt worden. Die Mädchen waren jung genug gewesen, um keine Fragen zu stellen. Sie hatten geweint, doch Catherine war für sie immer mehr eine Mutter gewesen als Mary. Manchmal knieten die Mädchen vor dem Grab ihrer Mutter und legten Blumen darauf. Außer Catherine und Earl – und natürlich Mary – kannte niemand die Wahrheit.

Doch nun war Mary tot. Ermordet. Jemand hatte sie erstochen und die Leiche in ihrem Bett zurückgelassen. Marys knochige Hand umklammerte den Griff des Messers, doch Catherine wusste, dass das eine Inszenierung war. Der Mörder war nach der Tat noch einmal zurückgekehrt, um die Finger der verwesenen Hand um den Messergriff zu legen. An dem Tag, als sie Marys Leiche entdeckt hatte, war sie zu verängstigt gewesen, um sich das genauer anzusehen. Sie war

schreiend nach draußen gerannt und hatte nur noch versucht, den entsetzlichen Anblick zu verdrängen. Seitdem war sie nicht mehr auf der Insel gewesen. Doch da sie begriffen hatte, dass alles eine planvolle Inszenierung war, und glaubte, es sei eine an sie gerichtete Botschaft ... Aber vielleicht galt sie auch Marys Kindern, den Bewohnerinnen von Siren Song, den Frauen mit den »Gaben«.

*Wer? Warum?*

Sie erschauerte, als sie sich fragte, ob sie es wusste, doch als ihre Gedanken in diese Richtung wanderten, verdrängte sie diese in die hintersten Gehirnkammern. *Nein. Nein ...*

Sie setzte sich an den Küchentisch und betrachtete durch das nach Osten gehende Fenster den Sonnenaufgang. Es war fast eine Woche vergangen, seit sie die Leiche entdeckt hatte. Heute würde sie Earl erzählen, was sie gesehen hatte, und ihn bitten, Marys Leiche nach Siren Song zurückzubringen, damit sie die sterblichen Überreste ihrer Schwester in aller Stille irgendwo auf dem Friedhof hinter dem Haus beisetzen konnten. Nicht in der Gruft, auf deren Grabstein ihr Name stand, denn in der war unglücklicherweise bereits eine andere Leiche begraben worden.

November ...

Es war Mittag, aber so düster, als würde bereits die Abenddämmerung hereinbrechen. Regen prasselte auf die Windschutzscheibe von Detective Savannah Dunbars Wagen, als sie die von Rissen durchzogene Auffahrt hinauffuhr. Sie fragte sich, ob das Wetter noch schlechter werden würde. Um diese Jahreszeit musste man in Oregon mit Wolkenbrüchen rechnen, die sich zu wahrhaft sintflutartigen Regenfällen ausweiten konnten. Sie trug Sneakers, eine schwarze Hose und eine Bluse. Nicht gerade das vorgeschriebene Outfit für eine Polizistin, doch angesichts ihres Zustandes war es ihr ziemlich egal.

Im Tillamook County Sheriff's Department hatte sie einen Anruf mit einer Beschwerde entgegengenommen und zugesagt, sie werde zu dem verlassenem Haus fahren und nachsehen, ob sich dort Obdachlose eingenistet hätten. Sie kam gerade vom Mittagessen, und Bancroft Bluff, oben auf der Steilküste gelegen, lag direkt auf ihrem Weg. Einige nannten die Ansiedlung »Bankruptcy Bluff« wegen der Häuser, die auf von der Tragfähigkeit her nicht geeignetem Baugrund errichtet worden waren und abzugleiten und ins Meer zu stürzen drohten.

Jetzt fuhr Savvy Dunbar vor einem Riesenhaus vor, das ein Stück von den Klippen zurückgesetzt stand, doch wenn Mutter Natur ihren Willen bekam, würde vielleicht auch dieses Haus bald nur noch eine verlassene Ruine sein. We-

gen dieser Häuser wurde erbittert prozessiert, und die Verfahren zogen sich in die Länge.

Und nun sollte sie also überprüfen, ob sich zu diesem Haus ein Penner Zugang verschafft hatte, der dort vielleicht einen Brand legen oder sonst welchen Unsinn anstellen würde.

Als sie gerade die Wagentür öffnete, zirpte ihr Mobiltelefon, und sie schaute auf das Display. Es war Clausen, im Moment ihr inoffizieller Partner. Sie zog eine Grimasse, weil sie wusste, was sie zu hören bekommen würde. »Was gibt's?«

»Verdammt, Savvy, was denkst du dir dabei, allein in das Haus gehen zu wollen? Du solltest gar nicht dort sein.«

Allmählich kotzte es sie an. Im Moment behandelten sie alle wie ein zerbrechliches kleines Mädchen. »Dann setz deinen Arsch in Bewegung und komm her, Fred«, fuhr sie ihn an.

»Bin schon unterwegs. Und geh nicht allein da rein!«

»Ich warte auf dich«, sagte sie und drückte auf den Knopf, um das Gespräch zu beenden.

Während des letzten halben Jahres hatte sie sich von einem stillen Neuling beim Tillamook County Sheriff's Department zu einer ungeduldigen, missgelaunten Schwangeren gewandelt, der jeder Sinn für Humor abging. Und wenn schon. Ja, sie hatte sich verändert durch die Schwangerschaft, und alle ihre Kollegen und Kolleginnen wollten sie verhätscheln und bemuttern. Gut, manchmal wusste sie das sogar zu schätzen, und doch, zum Teufel mit ihnen allen ... Sie konnte immer noch ihre eigenen Entscheidungen treffen. Trotz der Schwangerschaft war ihr Gehirn intakt geblieben.

Als sie aus dem Auto stieg, zog sie eine Grimasse. Sie

setzte schnell die Kapuze auf, bevor ihr durch den kalten Regen das Haar an der Kopfhaut klebte. Allmählich wusste sie gar nicht mehr so genau, warum sie sich bereit erklärt hatte, für ihre Schwester die Leihmutter zu spielen. Kristina hatte sie immer wieder angefleht, sie solle ihr und ihrem Mann Hale helfen, weil sie keine Kinder bekommen könnten. Zögernd hatte sie zugestimmt, und der durch die künstliche Befruchtung von Kristinas Eizelle mit Hales Spermia entstandene Embryo wurde in ihre Gebärmutter implantiert, und sie trug das Kind als Leihmutter aus. Sie war eher ein Mittel zum Zweck, um den beiden ihren Kinderwunsch zu erfüllen ... In letzter Zeit war sie sich allerdings gar nicht mehr so sicher, ob ihre Schwester wirklich diesen alles verzehrenden Kinderwunsch empfand. Am Anfang war sie enthusiastisch gewesen, doch je mehr sich der Tag der Entbindung näherte, desto weniger schien Kristina scharf darauf zu sein, sich in die Welt der Mütter einzugliedern. Beunruhigend, besonders weil Savannah Hale St. Clouds Begeisterung nie so recht hatte deuten können. Aber Hale gehörte zur Familie Bancroft, wo man auf Stammhalter erpicht war. Er arbeitete für die Baufirma seines Großvaters Declan Bancroft, eines reizbaren Unternehmers, der Bancroft Development vor mehreren Jahrzehnten gegründet hatte. Obwohl Savvy Declan höchstens ein halbes Dutzend Mal begegnet war, wusste sie mit Sicherheit, dass er ein schwieriger Zeitgenosse war, und vielleicht war Hale aus demselben Holz geschnitzt.

Nun war der kleine Junge unterwegs, und ihre Schwester und Hale sollten sich endlich auf den großen Tag vorbereiten, und zwar schnell. Aber Savannah sagte sich, dass spätestens mit der Geburt ihr Mutter- und Vaterinstinkt schlagar-

tig da sein würden. Die beiden – wie auch sie selbst – waren vor der bevorstehenden Entbindung einfach nur nervös.

Sie blickte auf das größte Haus der Ansammlung von luxuriösen Eigenheimen zu beiden Seiten der Sackgasse. Es war das der Donatellas und stand direkt am Rand der Landzunge, auf erodierendem Grund. Sie kannte das Anwesen gut, denn dort hatte sich vor einigen Monaten ein Doppelmord ereignet, der noch nicht aufgeklärt war. Seitdem kamen die Ermittlungen nicht mehr voran.

Savannah trat ein paar Schritte näher an das riesige Haus heran. Es hatte ein rot gedecktes Dach und war im spanischen Kolonialstil erbaut. Es zu betreten, wäre zu gefährlich gewesen, aber sie musste nicht hineingehen, weil der Obdachlose in einem anderen Haus vermutet wurde, das rechts von ihr stand und sich architektonisch an der regionalen Bauweise orientierte. Obwohl es noch auf sicherem Grund zu stehen schien, sah es doch so aus, als wäre es ebenfalls gefährdet, abzurutschen und von der Klippe auf den darunterliegenden Strand zu stürzen. In der feuchten Luft hing der Geruch von Rauch. Offenbar hatte der Obdachlose in dem Haus ein wärmendes Feuer entzündet.

Hoffentlich in einem Kamin.

Während sie ungeduldig auf Clausen wartete, fiel ihr Blick auf ihren dicken Bauch, über dem sie die Jacke kaum noch zuknöpfen konnte. Guter Gott, sie würde glücklich sein, wenn das überstanden und sie wieder sie selbst war.

Fünf Minuten später tauchte Clausen in einem schwarzen Jeep auf, auf dessen Seitenwänden in fetten gelben Kursivbuchstaben tillamook county sheriff's department stand.

Clausen war Mitte fünfzig, hatte kurz geschnittenes graues Haar und einen Bauchansatz. Er tat einiges, um nicht

weiter zuzunehmen. Er trug keine Kopfbedeckung, und seine Haare triefen bereits vom Regenwasser. »Du wartest hier«, befahl er.

»Du kannst mich mal.«

»Mein Gott, Dunbar, die Schwangerschaft hat dich unvernünftig gemacht.«

»Vielleicht etwas reizbar, doch ich bleibe die Stimme der Vernunft.«

Er warf ihr einen zweifelnden Blick zu, ging zur Haustür und drehte den Knauf. »Abgeschlossen.«

»Irgendwie muss er hineingekommen sein.«

»Ich sehe an der Rückseite nach. Du bleibst hier.«

Sie biss sich auf die Unterlippe, um sich einen Kommentar zu verkneifen. Sollte er doch sehen, wie er klarkam. Clausen hatte mehr Dienstjahre auf dem Buckel und hielt sich sowieso für kompetenter als sie. Sie schluckte ihre Verärgerung hinunter, trat auf die Vorderveranda und behielt die Haustür im Blick. Daneben waren zwei Fenster mit geschlossenen Läden. Wie die meisten, die hier ein Eigenheim besaßen, hatten die Besitzer das Haus einfach aufgegeben. Man sah schon die ersten Anzeichen von Vernachlässigung: abblätternde Farbe, Wildwuchs im Garten, ein verwittertes Willkommensschild, das an einer Seite herabhing.

Ihr Handy gab ein Geräusch von sich, das eine eingegangene SMS ankündigte. Sie überlegte, ob sie die Textnachricht lesen sollte.

Plötzlich flog die Haustür auf, und Savannah legte die Hand um den Griff ihrer in einem Hüftholster steckenden Dienstwaffe. Ein schwer atmender Mann mit irrem Blick taumelte durch die Tür. Als er Savannah sah, blieb er abrupt stehen. Sein verfilztes Haar war kinnlang, der Bart ergraut.

Savannah wäre überrascht gewesen, wenn er im letzten Jahr auch nur einmal seine Klamotten gewechselt hätte. Seine Bluejeans waren eher braun, genau wie das Hemd, welches ursprünglich bestimmt auch eine andere Farbe gehabt hatte.

Der Mann betrachtete ihren dicken Bauch und stolperte nach vorne. Sie wich zurück und zog die Waffe.

»Keine Bewegung«, befahl sie energisch, doch der Mann ignorierte es und legte eine Hand auf ihren Bauch.

»Ein Baby«, sagte er lächelnd, wobei er mehrere Zahnlücken entblößte.

Der Lauf der Waffe zielte auf seinen Kopf, doch er schien es nicht zu bemerken. Sie zögerte, ihr Herz klopfte heftig. Dann stürmte Clausen durch die offene Tür hinter dem Mann, packte ihn am Kragen und riss ihn zurück.

»Polizei! Auf den Boden!« Auch Clausen hatte seine Waffe gezogen.

»Moment, warte«, sagte Savannah.

»Auf den Boden!«

»Nein, es ist schon okay, Fred!«, rief Savannah, als Clausen den Mann mit dem Gesicht nach unten zu Boden stieß. »Er hat nichts getan. Wirklich nicht. Mir geht's gut. Er hat nichts getan!«

Clausen fesselte dem Mann mit Handschellen die Hände hinter dem Rücken, und als der keinen Widerstand leistete, zog er ihn auf die Beine.

Der Mann hatte einen blutigen Kratzer auf der Wange, was ihn aber nicht weiter zu stören schien. »Ein Kind wird uns geboren«, murmelte er mit geschlossenen Augen. »Jesus wird geboren, um uns alle zu retten.«

»Bei dir alles in Ordnung?«, fragte Clausen Savannah, ohne den Blick von dem Mann abzuwenden.

»Ich hab doch gesagt, dass es mir gut geht. Er hat mir nichts getan. Ich glaube, er wollte mir ... gratulieren.«

Clausen richtete einen finsternen Blick auf den ungepflegten Mann, der weiter im Gebetston vor sich hin murmelte. »Ist der Typ nicht ganz dicht?«

»Vielleicht, ich weiß es nicht.«

»Name?«, fragte Clausen laut. Jetzt schien der Mann leise zu singen. »Du hast dir hier unbefugt Zutritt verschafft. Da du ein Hinterfenster eingeschlagen hast, ist das Einbruch, kapiert? Haben Sie gehört, *Sir*?« Er blickte Savannah an. »Was brabbelt der da?«

»Ich glaube, er hat ›Jesus liebt mich‹ gesagt.«

Plötzlich öffnete der Mann die Augen und richtete den Blick auf Savannah. »Sie bekommen einen Jungen! Ist er der Erlöser? Sind Sie Maria?«

»Sie ist nicht mal die Mutter«, knurrte Clausen, der an den Handschellen zerrte. »Komm mit, Freundchen. Wir nehmen dich mit. Du hast Schwein gehabt, dass du den Schuppen nicht abgepackelt hast.« Er blickte Savannah an. »Der Typ hatte den Kamin mit Abfall und Treibholz vollgestopft. Das Feuer brannte lichterloh, und er hätte fast den Teppich in Brand gesetzt.«

Clausen stieß den Obdachlosen zu seinem Jeep, doch der drehte sich immer wieder zu Savannah um.

»Sie sind seine Mutter«, sagte er über die Schulter. »Sie sind es!«

Savannah verzichtete darauf, ihm zu erklären, dass sie nicht die richtige Mutter, sondern eine Leihmutter war. Sie ging zu ihrem Ford Escape zurück, der ihre lieber war als die schwarz-gelben Jeeps des Sheriff's Department, von denen es aufgrund von Budgetkürzungen aber Gott sei Dank so-

wieso zu wenige gab. Als sie einstieg, spürte sie, wie Kristinas und Hales Junge sich in ihrem Bauch bewegte. Seit einigen Wochen kamen ihr diese Bewegungen so vor, als würde er Fahrrad fahren. Lächelnd legte sie eine Hand auf ihren Bauch. Einen Augenblick später erinnerte sie sich aufs Neue daran, dass er nicht ihr eigenes Kind war. Ihr Lächeln löste sich auf, und sie ließ den Motor an und fuhr los.

Sie traf ein paar Minuten nach Clausen und dem Obdachlosen im Tillamook County Sheriff's Department ein und stellte ihren Wagen auf dem Parkplatz hinter dem Haus ab.

»Er heißt Mickey«, sagte Clausen, als Savannah eingetreten war und der Landstreicher von ihrem Partner abgeführt wurde.

»Nachname?«

»So weit bin ich noch nicht gekommen.«

Sie blickte den beiden nach, wie sie den Flur hinabgingen, und als sie um die Ecke bogen, hinter der die Zellen lagen, hörte sie Micekeys laute Stimme. »Weil die Bibel es so sagt!«

Seine Besessenheit war etwas unheimlich, und Savannah versuchte, das Gefühl abzuschütteln. Zu ihrer Linken war der Korridor, durch den Clausen gerade Mickey abgeführt hatte. Dahinter war das Labyrinth von Büros und Zellen, welche den Westflügel des Gebäudes einnahmen.

»Wer war das?«, fragte May Johnson, die mürrische Kollegin, die am Empfang der Dienststelle arbeitete. Obwohl sie Savannah mochte, war es fast unmöglich, sie zum Lächeln zu bringen.

»Mickey«, sagte Savannah, zu deren Füßen sich eine kleine Pfütze bildete, weil Regenwasser von ihrer Jacke auf den Boden tropfte.

»Draußen ist es echt eklig«, sagte Johnson mit einem Blick aus dem Vorderfenster.

»Du sagst es.« Es schüttete jetzt wie aus Eimern. Während Savannah ihre Jacke aufknöpfte und sie auszog, fiel ihr die Frau auf der Bank im Wartebereich auf, direkt neben der Eingangstür. Sie trug ein langes blaues Kleid mit Spitzenbesatz und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Ihr blondes, bereits grau werdendes Haar war zu einem Zopf gebunden, und sie saß so steif da, wie es ihrem strengen Wesen entsprach. Savannah erkannte sie sofort.

»Miss Rutledge?«, fragte sie. Catherine Rutledge war die Herrin von Siren Song. Savannah war ihr bereits einige Male begegnet. Jetzt trat sie mit ausgestreckter Hand auf sie zu und stellte sich erneut vor für den Fall, dass Catherine sich nicht an ihren Namen erinnerte. »Savvy Dunbar.«

Catherine gab ihr die Hand, und ihr Blick wanderte zu ihrem dicken Bauch hinab, und Savannah seufzte innerlich. Die Schwangerschaft machte ihr weniger zu schaffen als die damit verbundenen unausweichlichen Erklärungen und Fragen.

»Detective ...«, begann Catherine, offensichtlich abgelenkt durch Savannahs Schwangerschaft. Als sie sich das letzte Mal gesehen hatten, war Savannah gerade erst im vierten Monat gewesen, und nun stand bald die Entbindung bevor.

»Sind Sie hier, weil Sie mit Detective Stone sprechen möchten?«, fragte Savvy.

Es gab so etwas wie eine Vorgeschichte zwischen der Herrin von Siren Song und Detective Langdon Stone, eine Beziehung, die charakterisiert war durch Misstrauen einerseits und widerwilligen Respekt andererseits. Stone war der lei-

tende Ermittler gewesen bei mehreren Untersuchungen, in die Catherine und ihre Schützlinge verwickelt gewesen waren. Er war der einzige Mann beim Tillamook County Sheriff's Department, dem Catherine vertraute, obwohl sie Sheriff Sean O'Halloran seit Jahren kannte. Aber die Umstände hatten dazu geführt, dass sie sich an Stone wandte, wenn es eine Krise in Siren Song gab, was häufiger vorkam, als man vermutet hätte.

»Ja. Ich bin gekommen, um mit ihm über etwas zu reden, aber ... Ich habe es mir anders überlegt.«

»Möchten Sie eine Nachricht für ihn hinterlassen?« Savvy wusste, dass es in Siren Song kein Festnetztelefon gab, und Handys waren für Catherine eine fremde Welt. Die Frau herrschte in dem Haus, als würden sie und ihre Schutzbefohlenen im neunzehnten Jahrhundert leben.

»Miss Dunbar ... Detective ... Vielleicht würde ich doch lieber mit Ihnen reden.«

»Gut, mein Büro ist gleich da den Flur hinab.« Sie zeigte in die Richtung. »Wenn Sie mir bitte folgen würden ...«

»Wäre es nicht möglich, dass wir an einem anderen Ort reden?«, fragte sie mit einem finsternen Blick auf Johnson, die keinen Hehl daraus machte, dass sie lauschte. Aber Johnson war nicht leicht einzuschüchtern und erwiderte den Blick trotzig. Nun war es an Savannah, Johnson einen bedeutungsvollen Blick zuzuwerfen. Darauf stand sie von ihrem Schreibtisch auf und ging Richtung Pausenraum.

»Möchten Sie mir sagen, worum es geht?«, erkundigte sich Savvy.

»Könnten wir uns nicht in Siren Song treffen?«, fragte Catherine. »Vielleicht heute Nachmittag?« »Ich ... habe da ein paar Probleme.«

»Ein paar Probleme?«, wiederholte Savannah und fragte sich, worum es dabei wohl gehen mochte.

»Ich möchte lieber nicht hier darüber reden.«

Savannah dachte darüber nach. Schon immer hatte sie einmal sehen wollen, was hinter dem verschlossenen Tor von Siren Song vor sich ging. Einige der Einheimischen glaubten, Catherine sei die Anführerin einer Sekte, welche sie »Die Kolonie« nannten. Einladungen nach Siren Song waren so selten wie schwarze Schwäne, und Männer wurden dort überhaupt nicht geduldet. Stone hatte es nur bei den Ermittlungen im Fall Justice Turnbull auf die andere Seite des Tores geschafft. Savannah hätte gern zugesagt, doch ihr Mutterschaftsurlaub stand unmittelbar bevor, und sie hatte keine Ahnung, was Catherine von ihr erwartete.

»Wann kommt das Kind?«, fragte Catherine.

»In etwa drei Wochen.«

»Würde Ihnen heute Nachmittag passen?«

»Eigentlich nicht.« Sie musste mit Stone darüber reden, eventuell auch mit dem Sheriff. »Vielleicht morgen?« Sie sah den Schatten, der über das Gesicht der älteren Frau huschte. »Oder heute Abend?«, schlug sie vor.

»Wann könnten Sie da sein?«

»So um sieben?« Savvy hatte das Gefühl, zu viel Engagement zu zeigen, doch es war zu spät. Catherine war bereits aufgestanden und ging zur Tür, als Johnson zurückkam.

»Wir sehen uns dann, Detective Dunbar«, sagte Catherine in jenem Befehlston, den sie unbewusst häufig anschlug. Dann warf sie noch einmal einen Blick auf Savvys dicken Bauch. »Mit Jungs hat man alle Hände voll zu tun.«

Als sich die Tür hinter Catherine geschlossen hatte, setzte Johnson sich wieder an ihren Schreibtisch. »Diese Frau hat

mehr Geheimnisse als ein Zauberer. Sei vorsichtig, wenn du da rausfährst. Auf dem Haus lastet ein Fluch.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Ein Fluch«, wiederholte Johnson bestimmt.

»Sie nimmt an, dass ich einen Jungen bekomme ...«

»Sie *weiß* es.«

Savannah schüttelte den Kopf, ging auf die Toilette und schlug dann den Weg zu ihrem Büro ein. Das Endstadium einer Schwangerschaft war kein Zuckerschlecken. Während der letzten paar Monate hatte sie sich häufig gefragt, warum sie freiwillig angeboten hatte, Kristinas Baby auszutragen. Eigentlich war sie keine so selbstlose Natur, und überdies konnte Kristina eine verdammte Nervensäge sein. Sie war überrascht, dass ihre Schwester während der letzten paar Stunden keinen Versuch gemacht hatte, Kontakt zu ihr aufzunehmen. In den letzten Wochen hatte sie oft angerufen und so viele Textnachrichten geschickt, dass es Savannah zum Wahnsinn getrieben hatte.

Apropos Textnachrichten.

Sie erinnerte sich an die kürzlich eingegangene SMS, die sie nicht gelesen hatte. Sie zog ihr Mobiltelefon aus der Tasche, und natürlich kam die SMS von Kristina.

Sie las: »Kommst du zum Abendessen? Ich muss dich sehen.«

Savannah grummelte verärgert, setzte sich in ihrem Büro an den Schreibtisch und war froh, dass sie allein war. Sie beantwortete die SMS: »Hab um sieben einen Termin. Ich melde mich, wenn ich fertig bin.«

Als sie das Handy gerade weglegen wollte, ging ein Anruf ein. *Es muss etwas Ernstes sein*, dachte sie, als ein Blick auf das Display ihr verriet, dass es Kristina war. Wenn ihre Schwes-

ter von Textnachrichten auf Anrufe umschaltete, hatte das etwas zu bedeuten.

»Was gibt's?«, fragte Savannah.

»Das hab ich doch geschrieben!«, antwortete Kristina gereizt. »Wir müssen reden. Das Baby ist fast da, und ich fühle mich, als würde ich die Kontrolle verlieren.«

Savannah kämpfte ihre Ungeduld nieder, als das Baby in ihrem Bauch erneut zu kicken begann. »Dann sieh eben zu, dass du die Kontrolle zurückgewinnst.« Aus dem Flur hörte sie Männerstimmen, und daher wusste sie, das sie nicht mehr lange allein sein würde in dem Gemeinschaftsbüro. »Wenn es so weit ist, musst du vorbereitet sein.«

»Vorbereitet? Mein Gott, Savvy, wie macht man das? Ich weiß es nicht.«

»Dann lass dir was einfallen.«

»Ich ... Ich ...«

»Was?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Hale dieses Kind überhaupt will«, sagte sie schnell und in einem Ton, als würde sie Gift verspritzen.

»Zu schade. Es ist zu spät für ihn, seine Meinung zu ändern.« Savvy hatte schon fast mit so etwas gerechnet. Während der letzten paar Wochen hatten sich die Dinge so seltsam entwickelt, und Savvy hatte die Schnauze gestrichen voll von dem Geschwätz ihrer Schwester und ihres Mannes über das Kind. »Reiß dich zusammen«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Du bist nicht die erste Frau, die Mutter wird.«

»Bitte, komm heute Abend rüber. Was immer du vorhast, kannst du das nicht canceln? Ich muss wirklich mit dir reden.«

»Ich kann den Termin nicht absagen.« Am liebsten hätte sie vor Wut Stones Briefbeschwerer durch das Büro geschleudert. Sein Schreibtisch stand ihrem direkt gegenüber. Der Briefbeschwerer war eine Kugel, wie die Erde, und die Kontinente waren in Milchglas von den Meeren abgesetzt. Sie beherrschte sich und antwortete versöhnlich. »Okay, ich komme vorbei, kann aber wahrscheinlich erst um neun da sein.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Kristina erleichtert.

»Also gut, bis dann.«

Sie beendete das Telefonat, noch immer verärgert. Zu Beginn hatte es sie noch emotional bewegt, dass Kristina und ihr Ehemann Hale keine Kinder bekommen konnten. Nach dem Tod ihrer Mutter, die einen langen Kampf gegen den Krebs verloren hatte, war sie einmal mit Kristina ausgegangen, und es war ein feuchtfröhlicher Abend gewesen. An diesem Abend hatte alles begonnen. Nachdem Kristina sie schon vorher monatelang um »Hilfe« angefleht hatte, war Savannah bereit gewesen, bestimmt auch durch den Einfluss des Alkohols, als Leihmutter einzuspringen, um das St.-Cloud-Baby auszutragen. Ihr ging es um ein gutes Verhältnis zu ihrer Schwester, ihrer einzigen verbliebenen nahen Verwandten, denn ihr Vater war schon gestorben, als sie noch Kinder waren. Kristina hatte vor Freude gekreischert, sie in den Arm genommen und sie auf Facebook als ihre wundervolle, uneigennützig und *fabelhafte* Schwester gepriesen.

Als sie am Morgen nach dem feuchtfröhlichen Abend mit einem Kater aufgewacht war, hatte sie darüber nachgedacht, einen Rückzieher zu machen. Aber sie musste an die Freude und Aufregung ihrer Schwester denken. Und dann hatte

Hale St. Cloud, einer dieser unglaublich attraktiven Männer mit grauen Augen, deren Blick einen zu durchbohren schien, ihr eine Frage gestellt: »Bist du sicher? Besonders, wo du doch diesen anstrengenden Job hast?« Es hatte Savannah irgendwie angekotzt, und sie antwortete, sie sei sich noch nie einer Sache sicherer gewesen. Kristina war aufgesprungen und hatte sie gedrückt, und damit war alles besiegelt.

Savannah hatte geglaubt, eventuell doch noch ungeschoren davonzukommen. Vielleicht klappte es ja nicht mit der künstlichen Befruchtung, aber nein, die In-vitro-Fertilisation war sofort erfolgreich und sie schwanger. Aus Hales Spermia und Kristinas Eizelle war ein kleiner Embryo geworden, und sie wurde Leihmutter. Savannah Dunbar war schwanger mit Hale und Kristina St. Clouds Kind.

Jetzt wollte sie nur noch ein gesundes Baby zur Welt bringen, es ihrer Schwester übergeben und in ihr altes Leben zurückkehren. Was immer für Probleme ihre Schwester haben mochte, es spielte keine Rolle. Kristina würde Mutter werden und sie, Savannah, die Tante des kleinen Jungen. Und das war's dann.

Schon wieder musste sie auf die Toilette. Wenn das erstmal losging, hörte es nicht mehr auf.

Auf dem Weg zur Toilette musste sie daran denken, dass es ohne diesen dicken Bauch problemlos möglich gewesen war, sich einfach nach vorne zu beugen und die Schnürsenkel der Sneaker zuzubinden. Die bevorzugte sie mittlerweile, denn ihre Füße waren so geschwollen, dass anderes Schuhwerk die reinste Tortur war.

Als sie ins Büro zurückkam, saß Detective Langdon Stone an seinem Schreibtisch. »Wie fühlst du dich?«, fragte er lächelnd.

»Nicht besonders gut.«

»Was zum Teufel habt ihr mit diesem Obdachlosen gemacht?«

»Mickey?«, sagte sie etwas lauter, weil auf einem anderen Schreibtisch ein Telefon zu klingeln begann und die Heizung ziemlich geräuschvoll arbeitete.

»Du hättest nicht dorthin fahren sollen. Nimm endlich den Mutterschaftsurlaub. Bitte. Du machst uns alle nervös.«

»Clausen war bei mir.«

»Er ist erst später gekommen«, stellte Stone fest. »Übrigens denke nicht nur ich so. Wir machen uns alle Sorgen.«

»Das mit dem Baby wird bald in null Komma nichts überstanden sein. Ich will nicht so behandelt werden, als wäre ich nichts anderes mehr als nur Leihmutter.«

»Tun wir das?«, fragte Stone. Wie Hale St. Cloud war auch er ein attraktiver, schlanker Mann mit dunklem Haar und strahlend weißen Zähnen. »Wie viele Wochen dauert es noch?«

»Etwa drei.«

»Okay, in Ordnung. Wir treffen uns in zehn Minuten im Konferenzraum.«

»Worum geht's?«

»Um den Doppelmord an den Donatellas. Offenbar hat O'Halloran Neuigkeiten.«

»Tatsächlich?«

»So hab ich's gehört.«

»Ich war gerade in Bancroft Bluff«, sagte sie überrascht.

»Ich weiß.«

Obwohl Savannah und ihre Kollegen monatelang an dem Fall Donatella gearbeitet hatten, waren sie der Verhaftung des Täters noch keinen Schritt nähergekommen. Der Dop-

pelmord an Marcus und Chandra Donatella hatte sich in ihrem Haus auf der Landzunge von Bancroft Bluff ereignet. Es war seltsam, dass sie gerade erst von dort zurückgekehrt war, und jetzt gab es neue Informationen. Das klang vielversprechend.

Manchmal war es so. Lange Zeit traten Ermittlungen auf der Stelle, doch dann passierte plötzlich etwas, und die Fahndung lief auf Hochtouren.

Vielleicht konnten sie den Fall jetzt endgültig lösen.

»Kannst du das verdammte Ding nicht mal für eine Minute aus der Hand legen?«, grummelte Declan Bancroft verärgert. Er saß an dem riesigen Schreibtisch seines heimischen Büros und zeigte auf das Mobiltelefon, das sein Enkel ans Ohr hielt.

»Ich will Russo noch erwischen, bevor er Feierabend macht«, sagte Hale St. Cloud, der darauf wartete, dass der Projektmanager der Niederlassung von Bancroft Development in Portland sich meldete. »Vledich sagt, es habe Probleme gegeben, und ich will wissen, mit wem vom städtischen Bauamt Russo gesprochen hat und warum wir die Arbeit einstellen mussten.«

»Wer ist Vledich?«, fragte der alte Mann.

»Der Vorarbeiter«, antwortete Hale, der aus dem Fenster schaute. Das Haus seines Großvaters war riesig, und das mehrere Morgen große Grundstück erstreckte sich über einen felsigen Hügel, von dem aus man einen spektakulären Blick auf Deception Bay und den Pazifik hatte. »Du kennst Clark Russo aus unserer Filiale in Portland. Vledich arbeitet für ihn.«

»Natürlich kenne ich Russo«, sagte Declan gereizt.

Russo gehörte zu den Führungskräften von Bancroft Development, die noch nicht allzu lange dabei waren. Angefangen hatte er in der Dependance in Seaside, doch kürzlich war er nach Portland versetzt worden. Empfohlen für den Job hatte ihn Sylvie Strahan, Hales rechte Hand. Sein Vor-

gänger in Portland hatte im Zusammenhang mit dem Bauskandal von Bancroft Bluff den Job aufgegeben, und als die Stelle frei wurde, hatte Sylvie Russo vorgeschlagen, zumindest für eine Übergangszeit. Es hatte einiger Überredungskunst bedurft, denn Russo zeigte wenig Neigung, Seaside zu verlassen. Er war an der Küste groß geworden.

»Aber diesen Vledich kenne ich nicht.« Declan atmete tief durch, und es schien so, als wollte er einmal mehr darüber lamentieren, dass er immer alles als Letzter erfuhr. Aber Hale hob eine Hand, weil er auf Russos Mailbox sprechen und ihm sagen wollte, er solle ihn anrufen. Als das erledigt war, schnaubte Declan und zeigte auf das Mobiltelefon. »Was ist bloß aus dieser Welt geworden? Ja, ja, es ist gut, wenn man jemanden auf einer Baustelle erreichen kann, aber SMS und E-Mail und dieses ständige Herumspielen mit dem Handy ...« Er gab ein angewidertes Geräusch von sich.

»Wenn er nicht zurückruft, schicke ich ihm eine SMS.«

»Zu meiner Zeit ist man schon deshalb ans Telefon gegangen, weil man keinen Kunden verlieren wollte.«

Auch das hörte Hale nicht zum ersten Mal, und er ignorierte es. An der Aversion seines Großvaters gegen die moderne Technik würde sich nichts mehr ändern lassen, und er hatte sich schon zu viele seiner endlosen Tiraden anhören müssen. Auch das war einer der Gründe dafür gewesen, warum Hale sein eigenes Haus nördlich von Deception Bay gebaut hatte, nicht weit entfernt von Seaside und den Büros von Bancroft Development. Es stand ebenfalls auf einem felsigen Hügel und war ein gutes Stück vom Anwesen seines Großvaters entfernt.

Declan Bancroft hatte den größten Teil seines Lebens in

Deception Bay verbracht. Ihm war das verschlafene Küstenstädtchen lieber als die Touristenzentren Seaside und Cannon Beach. Deshalb entbehrte es nicht einer gewissen Ironie, dass sich Deception Bay gerade durch die Landerschließung und Bautätigkeit von Bancroft Development in dieselbe Richtung entwickelte. In jüngster Zeit war Deception Bay zu einer attraktiven Adresse für die Reichen geworden. Bancroft Bluff, südlich der Bucht gelegen, der Deception Bay seinen Namen verdankte, war die erste von mehreren Ansiedlungen von Luxushäusern, die von Bancroft Development errichtet wurden, doch der nicht tragfähige Grund, auf dem die Eigenheime standen, hatte die Unternehmung zu einem kompletten Debakel werden lassen. Declan hatte Hale und Kristina unter Druck gesetzt, dort ihr Haus zu errichten, doch Hale hatte sich geweigert, und im Rückblick war es eine kluge Entscheidung gewesen, in nur geringer Entfernung zu den Büros von Bancroft Development in Seaside zu bauen.

»Was gibt's jetzt wieder?«, fragte Declan mit finsterner Miene, als er sah, dass sein Enkel erneut Knöpfe auf seinem Smartphone drückte.

»Ich schicke ihm die Textnachricht, weil ich wissen will, was das Bauamt zu dem Projekt am Lake Chinook zu sagen hatte.« Hale schickte die SMS an Russo und Vledich. Bancroft Development hatte drei aneinander angrenzende Grundstücke am Ufer des Lake Chinook gekauft, einem zwei Meilen langen See zehn Meilen von Portland entfernt, und die älteren Häuser und Blockhütten waren bereits abgerissen worden, um mit der Errichtung der Neubauten beginnen zu können. Nun hatte das Bauamt der Stadt Lake Chinook aus noch unbekanntem Gründen einen Baustopp bei der Fertigstellung des ersten von drei Bootshäusern angeord-

net, die vor den eigentlichen Eigenheimen errichtet werden sollten.

»Wir müssen einen Baustopp hinnehmen, wenn alles in Ordnung ist, bekommen aber eine Baugenehmigung dafür, Häuser auf einer gottverdammten Düne zu errichten. Ich könnte diesen DeWitt umbringen!« Declan war wütend, und auch das hatte Hale nicht zum ersten Mal gehört. Die Augen des alten Mannes funkelten vor Zorn, als er an den Statiker dachte, der grünes Licht für das Projekt Bancroft Bluff gegeben hatte. Hale hatte gerade bei dem Familienunternehmen angefangen, als das Projekt auf den Weg gebracht war, und auch wenn er es nicht sagte, erinnerte er sich doch noch gut daran, dass es damals schon Bedenken gegeben hatte, ob die Düne ein geeigneter Baugrund sei. Diese Bedenken hatten sich als berechtigt herausgestellt, doch nun war es zu spät. Allein die Tatsache, dass sein Großvater Unsummen verdient hatte während der letzten Jahrzehnte, rettete sein Unternehmen jetzt angesichts all der Prozesse, die gegen es angestrengt wurden. Bancroft Development hatte die meisten der Grundstücke mit den einsturzgefährdeten Häusern zurückgekauft und bei den ersten Prozessen mit den Klägern zu einer außergerichtlichen Einigung gefunden. Doch nun klagten einige der Hausbesitzer auf Schadenersatz, weil sie durch die Belastung gesundheitliche oder psychische Schäden erlitten hätten. Nicht, dass sie damit durchgekommen wären, aber all das war schlechte Publicity. Und dann, als es gerade so aussah, als würden sich die Wogen glätten, waren die Donatellas in ihrem Haus in Bancroft Bluff ermordet worden.

Hale hatte mit eigenen Augen gesehen, dass jemand mit roter Farbe das Wort *Blutgeld* auf eine Wand gesprüht hatte,

und bei der Erinnerung daran lief es ihm noch jetzt kalt den Rücken hinab. Noch schlimmer war, dass die Donatellas bei der Errichtung der Ansiedlung Partner von Bancroft Development gewesen waren, und angesichts der Botschaft an der Wand wurde allgemein angenommen, dass die Morde etwas mit dem Bauskandal zu tun hatten. Eine der vorherrschenden Meinungen besagte, der Täter sei ein Hausbesitzer oder Investor, der sein Grundstück und Haus verloren hatte, doch da Declan alles zurückgekauft oder zumindest einen Rückkauf angeboten hatte, schien die Theorie nicht sonderlich plausibel zu sein. Was aber war dann das Motiv für den Doppelmord gewesen?

Hale wollte all die verlassenen Eigenheime abreißen und die Düne renaturieren lassen, doch da Bancroft Development immer noch nicht alle Häuser besaß, musste mit bürokratischen Exzessen gerechnet werden, bevor eine Abrissgenehmigung erteilt wurde. Er hoffte nur inständig, dass die Cops vom Tillamook County Sheriff's Department den Mörder der Donatellas finden und verhaften würden.

»Was ist mit dieser Polizistin?«, fragte Declan, dessen Gedanken offenbar in die gleiche Richtung gegangen waren.  
»Deiner Schwägerin?«

»Savannah?«

»Genau. Was macht sie? Und wann kommt mein Urenkel zur Welt?«

»Bald.« Hale versuchte, sich seine Ungeduld nicht anmerken zu lassen. Dies war ein weiteres Thema, das Declan immer wieder anschnitt. Oder er fragte penetrant danach, warum Kristina keine Kinder bekommen könne. Oder er bezweifelte, dass Savannah das Kind nach der Geburt zurückgeben würde. »Ich weiß alles über diese Leihmütter, die

ihre Meinung ändern und behaupten, das Kind sei ihres. Und dann verschwinden sie damit.«

Wenn er ehrlich sein wollte, musste er zugeben, dass er selbst ein paar ernsthafte Probleme mit dieser Geschichte mit der Leihmutterschaft hatte. Er hätte nie zustimmen dürfen, Savannah Kristinas und sein Baby austragen zu lassen. Und er hätte sich gar nicht erst von seiner Frau überreden lassen sollen, dass sie ein Kind haben sollten. Es lief nicht gut mit ihm und Kristina, und während der Schwangerschaft war es eher schlimmer als besser geworden. Seine Ehe war nie so gefestigt gewesen, wie er es sich erhofft hatte, doch er hatte daran geglaubt, dass sich das ändern würde. Kristina hatte sich so sehr ein Kind gewünscht, dass er nachgegeben und ihrem verrückten Plan zugestimmt hatte. Jetzt war er sich nicht mehr sicher, ob sie das Kind überhaupt wollte. Er hatte keine Ahnung, was mit ihr los war, und wenn, wäre es bestimmt nicht erfreulich gewesen.

Ein paar Minuten später verließ er das Haus seines Großvaters und eilte durch den Regen zu seinem Chevy TrailBlazer. Kristina fuhr einen Mercedes, um den sie ihn angebetelt hatte, und er hatte eher zugestimmt, weil es ihm ziemlich egal war, nicht, weil sie sich das kostspielige Auto so sehr wünschte. Schon seit einer Weile war ihm klar, dass seine Gründe, sie zu heiraten, nichts mit Liebe zu tun gehabt hatten. Er hatte um seinen Vater getrauert, der nach einer langen Krankheit gestorben war. An Krebs, wie Preston St. Cloud behauptet hatte. Doch nach seinem Tod erfuhr er, dass keiner seiner Ärzte diese Diagnose gestellt hatte. Der Mann, der ihn zuletzt behandelt hatte, eher ein Kräuterheilkundiger als ein Arzt, hatte nur die Achseln gezuckt und gesagt: »Manchmal wissen die Sterbenden es einfach.«